

sie noch heute in ihrer ursprünglichen Art zu fassen, ihr altes, leidenschaftliches, stilles, starkes, göttliches, ihr wahres Leben, wie einst in ihnen wieder zu wecken, sie hinzustellen vor das heutige Geschlecht und ihm zu zeigen, wie auch in ihnen, nur in grandioser Vergrößerung, Menschenweise und Menschenhicksal walten.

Und thatsächlich hat die Kunst schon begonnen, auch diese Aufgabe zu lösen. Richard Wagner ist, wie wir wissen, der Meister gewesen, der sich an sie gemacht hat. In seinem Nibelungenring stellt er Götter, altgermanische Götter wohl zum erstenmale greifbar lebendig uns dar. Im Rheingold vor allem stehen sie in hellerem Lichte, als je ein Märchen- und Sagenbuch um sie zu breiten vermöchte, in leibhaftiger, schönheitsgeschmückter Gestalt vor uns: Wotan, Thor, Froh und Loge die Götter; Fricka, Freya und Erda die Göttinnen. Und es ist kein Zweifel, das bißchen tieferen Verständnisses, das man ihnen heute wirklich mehr als noch vor 25 Jahren entgegenbringt, ist keinem sonst als Wagner zu danken. Dennoch ist es nur ein bißchen. Das eigentliche Verständnis für sie, der wirkliche Gewinn aus ihnen ist noch zu schaffen. Wagner aber trifft dafür keine Schuld. Denn er wollte kein eigentliches Götterdrama schreiben. Die alten Götter stehen ihm in seiner Trilogie gar nicht einmal im Mittelpunkt. Im Mittelpunkt steht vielmehr das geraubte Gold des Rheins und seine verhängnisvolle Macht. Sie wollte er darstellen in ihrer Wirkung auf alle, die es in die Hände bekommen: Wotan und seine Götter, Alberich und seine Zwerge, die Riesen, die Walküren, der Wälung. Die Götter sind also nur ein Glied der Kette, die Wagners Werk geschmiedet, selbst Mittel zu einem andern höheren Zweck. So konnten sie schon deshalb nicht erschöpfend in ihrer Eigenart vorgeführt und verstanden werden. Dazu kommt die Knappheit des Textes, wie sie der Charakter der Operndichtung verlangt: nur in Kernworten konnte Wagner einzelne Züge einzelner Gottheiten charakterisieren. Dazu seine vielfach noch mystisch-zufällige, weniger menschlich-psychologische Erklärungs- und Darstellungsweise: auch sie rückt die Göttergestalten dem Laienverständnis nicht näher, eher nur ferner. Endlich aber das letzte und größte Hindernis ist seine Musik. Ueber jeder Musik verliert man leicht den Text, zu dem sie gesetzt ist; über der Nibelungenmusik dreifach und zehnfach. In dem gigantisch wogenden Meer der Töne geht abermals das eindringliche Verständnis in das eigentliche Wesen der einzelnen Götter und selbst das Interesse dafür leicht unter. Und so ist es eigentlich nur eine Göttererscheinung, die schließlich aus dem Nibelungendrama der Erinnerung deutlich und fest bleibt: die Wotans. Und von den Halb- und Viertelgöttern die Brünnhildens und der Walküren.

Nun aber ist ein Künstler auf den Plan getreten, um dies Werk Wagners zu vollenden. Ludwig Jakobowski hat einen neuen Roman geschrieben und ihn betitelt: Loki, Roman eines Gottes.\*) Mir scheint, er hat mit ihm erreicht, was er wollte. Alle hauptsächlichen Götter der nordischen Mythologie umspannt sein Roman. Odin und Frigg, Baldur und Nanna, Freya und Loki, Thor und Heimdal, Widar, Wali und Bragi treten auf. Und alle in scharfumrissener Gestalt. Aus dem Durcheinander der verschiedenen Mythencyklen hat der Dichter deutlich immer nur die Berichte gewählt, die je zusammen ein harmonisches, in sich geschlossenes Ganze für die einzelnen Göttergestalt und ihre Charakterisierung ergeben. Alles andere hat er wohlweislich beiseite geschoben. So treten die einzelnen Figuren aus den Wolken der Vergangenheit plastisch heraus, so zum erstenmale eines tieferen Eindruckes ficher. Aber damit begnügte sich Jakobowski nicht. Er weiß, was wir auch schon andeuteten, daß auch Götter den Menschen dauernd nur interessieren, wenn sie wie Menschen Schicksale erleben und durch ihre Schicksale ihr Mitgefühl bis zur höchsten und leidenschaftlichen Antheilnahme fesseln. So wandelt er die überlieferte Göttergeschichte in eine psychologisch fein angelegte, groß durchgeführte Göttertragödie um. Aber er findet doch zugleich Mittel und Worte, diese Tragödie über das Menschenmaß in eine glaubhafte Art des göttlich Gewaltigen zu steigern. Die Schuld, das Glück, das Leid, der Haß, die Liebe sind menschlich in der Art, übermenschlich an Tiefe und Wirkung. Das Ende des Ganzen aber ist, wie bei Wagner, der Untergang der Götter.

Im Mittelpunkt der ganzen Tragödie steht Loki, der finstere, rachebrütende Gott. Die Götterfrauen haben ihn dazu gemacht. Nun haßt er sie und alle Aßen und liebt sie doch als seinesgleichen. Nun rächt er sich an jedem von ihnen in teuflischer Lust und ist doch nicht froh darum. Eine aber, Nanna, liebt er; sie aber verachtet ihn. Eine, Freya, liebt ihn; er aber benützt ihre Liebe, sie schmählich zu entwürdigen. Einen einzigen, Baldur den Sonnigen und Schuldlosen, fürchtet er; den aber tödtet er zuerst. So irt er, ein Götterahaber, im gigantischen Raum der neun Welten um. So vollendet sich sein und der anderen Götter Geschick mit eiserner Nothwendigkeit. So fesselt der Dichter jedes Lesers ganze Seele. So prägt er ihm in der That klare Göttergestalten von Fleisch und Blut ein, so wie die griechischen Götter auf ihrer olympischen Höhe uns stets schon erschienen.

Dabei hat Jakobowski doch die mythisch-natürliche Seite der einzelnen Götter, ihre nach der Sage engen Beziehungen zu bestimmten großen Naturkräften und Naturerscheinungen nicht vergessen. Vielmehr hat er auch diese Züge ihres Wesens feinsinnig in ihren Gesamtcharakter hineinverwoben. Aber stets so, daß sie diesen ihren Charakter nicht wieder verdunkeln, eher ihn noch schärfer und deutlicher machen helfen. Das gelingt ihm vor allem dadurch, daß er Natur Schilderungen dazu benützt. Jakobowski besitzt eine große Gabe dafür. In nie versagendem Reichtum feinsten Modulationen und zartester Nuancierungen wendet er sie an, bringt sie in geeignete, unaufdringliche Beziehung zu den einzelnen Göttern, macht mit ihnen immer das Milieu, in dem sie auftreten, und bringt so die Eigenart jedes von ihnen nur noch stärker zum Ausdruck: das Sonnige, das Hehre, das Liebliche, das Grandiose, das Richtige, das Gemeine, das Leidenschaftliche, das Träumrische, das Thätfrohe, das Traurige. So schafft er seinem Romane zugleich den groß angelegten, anziehenden Hintergrund, auf dem sich das Treiben der Götter wundervoll abhebt: das ganze weite Weltall.

Leipzig.

Paul Göhre.

### Hirtenlieder.

Deutsch und christlich — ich habe nie verstanden, wie man diese zwei Begriffe verbinden kann. Ich habe das Gefühl, daß sich das deutsche Wesen mit dem christlichen niemals vertragen hat. Mit beiden Füßen steht der Deutsche auf der Erde, von der der Christ nichts wissen will. Jener will und verlangt, dieser gehorcht und entsagt. Deutsch ist es zu thun, christlich zu leiden. Christlich werden sollen heißt nicht mehr deutsch sein dürfen, es gibt keine Versöhnung. Darum ist die ganze Geschichte der Deutschen ein ewiger Krieg gegen das Christenthum gewesen, immer haben sie sich von neuem gewehrt, niemals haben sie sich ergeben. Was sie je an großen und schönen Thaten gewirkt haben, ist unchristlich gewesen. Sie sind Rebellen gegen den Geist jener jüdischen Lehre geblieben; diese Eroberer haben niemals die Religion der Knechte empfinden können und wenn wir glauben, daß das nächste Jahrhundert der Sieg der großen Heiden über die letzten Christen sein wird, so denken wir, daß die Deutschen anführen sollen. Der Deutsche ist gesund geblieben, der christliche ist der Glaube der Kranken. Den Deutschen verlangt nach einer Religion der Kraft, christlich sind die Müden. Dem Deutschen ist die Erde zu klein, er möchte auch die Sonne beherrschen; dem Christen ist bang auf der Welt, er will entfliehen. Ein rechter Deutscher wird niemals ein Christ sein; er muß seine alte Art verrathen, um es zu werden. Deutsch und christlich, das ist, wie wenn man sagt: ein katholischer Bauer. Das habe ich auch nie begreifen können. Unsere alten Bauern in meinem Lande, so stark, mit solchem Troke, von eigenem Sinne, jeder für sich allein auf der Welt, mit seiner Erde wie ein Baum verwachsen — und diese Lehre der aus dem Leben Flihenden, die verzichten! Unser Bauer ist der größte Heide: er liebt nur den, den er fürchten muß, zum Stärkeren betet er. Der, der es regnen läßt, der den Hagel schickt, der die Saat segnen und verderben kann, ist sein Gott, er betet die Natur an. Gehorchen? Ja, dem Stärkeren, der es erzwingen kann. Entsagen? Niemals, denn er liebt das Leben, er ist unersättlich, er hat nie genug; wie der Baum sich in den Boden begierig um die Säfte streckt, wühlt der Bauer sich, wie ein Verdurstender, in das Leben hinein. Es gibt nur einen Schrecken für ihn, das ist der Tod. Der Tod ist für ihn das Ende, das ewige Ende; darum hat er ein schweres Sterben. Was soll er mit der Religion der scheuen Seelen, denen das Leben ein zu schweres Gewand ist, die es abstreifen wollen, die auf der Erde nicht zuhause sind? Wenn man im Salzburger Gymnasium über die Stiege geht, sieht man da die Bilder der alten Erzbischöfe von Salzburg hängen: das sind Krieger, sie strecken den Blick nach dem Leben aus, in die Welt scheinen sie mit ihren ritterlichen Händen zu greifen, sie wenden sich zu unserer Erde hin, frohlockend, begehrend und gebietend, sie haben die Statur großer Rauffahrer oder Räuber, auf keinem Antlitz liegt der fromme Schein von den Verzückungen der Mönche, jener Glanz des schon Drübenseins im Gemüthe, den die bleiche Stirne der heiligen Theresia hat. Was können diese Soldaten empfunden haben, wenn sie die Messe lasen? Was können unsere Bauern empfinden, wenn sie die Messe hören? Man muß sie an einem Sonntag sehen, wie sie in unseren Dörfern vor der Kirche stehen: in Rotten gedrängt, mit trogigen, ja beinahe feindlichen Blicken, als ob sie sich nicht zwingen lassen wollten, und von starren, unbeweglichen, oft bösen und lauernden Mienen. Sie zaudern einzutreten, dann kommen sie schwer, setzen sich, regen sich kaum, den Kopf zur Erde gesenkt, und bleiben stumm und störrisch. Niemals fliegt das Leuchten über ihr Gesicht, das man in der Stadt an armen Leuten sehen kann, wenn sie beten. Ihnen bleibt das Wunder fremd, das der Priester am Altare thut. Nur manchmal sieht man einen den Kopf ein wenig heben, ganz leise, ganz langsam, fast scheu, gegen den Altar hin, und dann ist es ein tiefes, ein unendliches Staunen, das auf seiner Miene steht. So blicken sie den Fremden an, gena-

\*) F. C. C. Bruhns Verlag, Minden i. B. 256 S.